

„Ohne Sonntag gibts nur noch Werktage“ lautet ein Slogan der Kampagne der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zur Verteidigung des Sonntags gegen seine totale Kommerzialisierung. Da kann man eigentlich nur dafür sein – oder? Einige Thesen zum Sonntag.

## Ina Praetorius Den Sonntag bewahren heißt, den Sonntag erfinden

**1** *Die Debatte um den Sonntag zielt zur Zeit in erster Linie auf die Frage, ob der gemeinsame Sonntag als arbeitsfreier Tag „bewahrt“ werden müsse, oder ob er der individuellen Zeitplanung der einzelnen und ökonomischen Sachzwängen geopfert werden dürfe. Bevor diese Frage entschieden werden kann, muß Klarheit darüber erreicht werden, was Arbeit und Ruhe eigentlich sind, oder besser: was wir wollen, daß sie seien.*

Seit einiger Zeit führen die Kirchen – in Deutschland und anderswo – einen Kampf

um den Sonntag. Sie verteidigen „einen der wichtigsten Beiträge des Christentums zur Kultur“ (so die gemeinsame evangelisch-katholische Erklärung) gegen einen drohenden „Dammbruch“ (so Präses Manfred Kock). Der Feind: das sind vordergründig bestimmte gesetzliche Neuregelungen wie die Änderung des Arbeitszeitrechts, die Neuregelung des Ladenschlußgesetzes, die Ausweitung der Sonntagsarbeit und anderes, hinter denen die Interessen von Leuten und Strukturen stehen, die den Sonntag als störende Unterbrechung ihrer kommerziellen Tätigkeiten

und ihrer Maschinenlaufzeiten wahrnehmen.

Was soll gegen solche Interessen verteidigt werden? Der Sonntag. Was ist der Sonntag? Wie so oft in Verteidigungskriegen ist der Feind deutlicher konturiert als das Gut, um dessentwillen gestritten wird. Wenn ich die neue „Gemeinsame Erklärung“ der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz lese, dann sehe ich eine Familie einträchtig zum Sonntagsgottesdienst schreiten, Vater voran, Mutter und Kinder hinterdrein. Danach sehe ich diese Familie ebenso einträchtig zuhause ein gemeinsames Mittagsmahl einnehmen, das wohl irgendwer gekocht haben muß, danach der Ruhe pflegen – wer macht den Abwasch? – und schließlich zum Nachmittags-spaziergang aufbrechen. Diese Idylle wird nun zerstört von Leuten, die das ganze Leben dem Götzen Kommerz und dem berühmten „Immerschneller-Immermehr“ der Konsumgesellschaft unterwerfen wollen. Da wird ein einfaches Szenario aufgebaut: Die Kirche (die Institution im übrigen, die wohl mehr Sonntagsarbeiter und Sonntagsarbeiterinnen beschäftigt als jede andere) ist der Hort des Guten, und sie kämpft gegen eine schlimme Welt, die ihr ganz äußerlich ist.

Nicht alle kirchlichen Stellungnahmen machen in so schlichtem Schwarz-Weiß wie die neue „gemeinsame Erklärung“. Trotzdem: Welche Bedeutung der Sonntag jenseits biblischer Leitsätze und literarisch-pädagogischer Wunschbilder eigentlich in unserer modernen Zeit haben soll, das scheint mir zuwenig deutlich.

Ich zweifle daran, daß es den idyllischen Familien- und Kirchensonntag, der da bewahrt werden soll, jenseits erbaulicher Schriften jemals als umfassende Wirklichkeit gegeben hat. Der nächstliegende Grund für meinen Zweifel ist mein eigener Alltag als Hausfrau, Mutter, Pfarrfrau und Autorin. Der Sonntag ist für mich zwar nicht ein Tag wie jeder andere, aber auch nicht ein Tag, an dem ich mich ausruhen und der „seelischen

Erhebung“ hingeben kann. Tatsächlich ist er für mich und viele andere Familienfrauen oft anstrengender und arbeitsreicher als andere Tage: Ein Essen, zumindest ein Frühstück, soll es auch am Sonntag geben, sogar ein besonders gutes, die Wohnung soll schön und aufgeräumt, die Stimmung harmonisch und die Mutter zuhause sein. Solange Kinder klein sind, wollen sie am Sonntag wie an jedem anderen Tag gewickelt, gefüttert, gewaschen, angezogen, gehütet und beschäftigt sein. Und wenn sie größer werden, dann hören die Ansprüche nicht einfach auf. Für viele Mütter sind die Tage, an denen die Kinder morgens in die Schule verschwinden, weniger arbeitsam als die, an denen alle zuhause bleiben. Ganz zu schweigen vom Alltag im Pfarrhaus: Keine Zeit in der Woche ist hier so betriebsam wie der Sonntagmorgen, selbst wenn nur ein ganz normaler Gottesdienst angesagt ist.

Und schließlich: Als Autorin kann ich den Fluß meiner Gedanken nicht einfach für einen Tag stoppen. Die Inspirationen kommen, wann sie wollen. Mein Alltag als Hausfrau, Mutter, Pfarrfrau und Autorin ist nur einer unter vielen, der zeigt, daß dieses Ineinander von Arbeit und Ruhe zu kompliziert ist, um es auf dieses schlichte Gegenüber von guten Sonntagsbewahrern und bösen Sonntagszerstörern zu reduzieren. Im Leben der meisten Menschen ist oft unklar, wo die Arbeit aufhört, und wo die Ruhe anfängt.

Die Funktion der fiktiven sonntäglichen Bilderbuchfamilie besteht gerade darin, das Komplizierte einzelner Alltage als Ausnahme erscheinen zu lassen und so bei vielen Menschen ein unangemessenes Gefühl der Randständigkeit zu erzeugen. Die komplizierten Verschränkungen von Arbeit und Ruhe sind nicht die Ausnahme und waren es auch nie, weshalb es nicht viel Sinn macht, die Schuld an „Zersplitterung“ und „Individualisierung“ des modernen oder postmodernen Lebens einfach einer profitmaximierenden

Wirtschaft in die Schuhe zu schieben.

Deshalb plädiere ich dafür, hinter die Fronten des Verteidigungskrieges um den Sonntag zurückzutreten und darüber nachzudenken, was Arbeit und Ruhe heute, unter den Bedingungen einer modernen oder postmodernen Dienstleistungsgesellschaft, in einer Gesellschaft, der angeblich „die Arbeit ausgeht“, eigentlich sind, sein können, sein sollen und sein werden.

**2** *Der Arbeitsbegriff schwankt derzeit zwischen einer extremen Einengung (Arbeit = Erwerbsarbeit) und einer starken Ausdehnung (Traumarbeit, Jugendarbeit...). Was „Ruhe“ bedeutet, wird wenig diskutiert, vielleicht als selbstverständlich vorausgesetzt oder im Begriff der „Freizeit“ aufgelöst, der aber seinerseits mit Aktivitäten verknüpft ist. Ein Konsens darüber, was Arbeit und Ruhe gesamtgesellschaftlich bedeuten sollen, ist aber notwendig in einer Zeit, in der angeblich „die Arbeit ausgeht“, in der gleichzeitig die westlich-patriarchale Zivilisation durch ihre Arbeit irreversible globale Schäden anrichtet. Ich schlage vor, daß wir unter „Arbeit“ in Zukunft diejenigen Tätigkeiten verstehen, die für das gute Leben und Überleben der einzelnen, der Gesellschaft und der Welt notwendig sind. Ruhe bedeutet demgegenüber im Kern ein Zurücktreten in einen Raum sinnüberprüfender und sinnstiftender Anschauung (vgl. den „Feierabend“ Gottes im Prozeß der Schöpfung und den in Gen. 2,1f eingesetzten Ruhetag. Tätigkeiten, die nicht dem Kriterium der Notwendigkeit entsprechen, sind fragwürdig: sind am Tag des gemeinsamen Abstandnehmens in Ruhe auf ihren Sinn zu befragen.*

In offiziellen, zum Beispiel kirchlichen Verlautbarungen, und in den etablierten Medien scheint immer noch klar zu sein: Arbeit ist Erwerbsarbeit. Wäre es nicht so, man könnte kaum von „Arbeitslosigkeit“ sprechen oder davon, daß die Sonntagsruhe im wesentlichen dadurch bestimmt ist, daß die

Menschen „nicht zur Arbeit gehen“. Neben diesem modernistisch verengten Gebrauch des Begriffes macht sich eine gegenläufige Entwicklung bemerkbar: Der Begriff „Arbeit“ wird so stark ausgedehnt, daß er keine Grenze mehr zu haben scheint: Im Traum „verarbeiten“ wir unsere psychischen Konflikte. Und ein samstägliches Spielnachmittag für Kinder in der Kirchgemeinde läuft unter der Bezeichnung „Kinderarbeit“ und unterscheidet sich so begrifflich nicht mehr von dem, was viele Kinder zum Beispiel im Mittleren Osten stunden-, tage- und wochenlang in Teppichknüpfereien tun. Für Hausfrauen, vor allem erwerbstätige Hausfrauen, wiederum gehört die Erfahrung, daß Arbeit sich nicht begrenzen läßt, zum Alltag. Wo fängt Hausarbeit an, wo hört Erziehungsarbeit auf, wo fängt Beziehungsarbeit an, wo hört Pflegearbeit auf? Tatsache ist, daß diese Art Arbeit auch nachts stattfindet, dann zum Beispiel, wenn eine der Haushaltsangehörigen krank ist. Zwar gibt es in der Hausarbeit durchaus leere Zeiten. Die Sorge für Kinder besteht oft stundenlang aus reiner Präsenz, einer Präsenz allerdings, die ständig auf Notfälle und andere überraschende Ereignisse gefaßt sein muß. Einen Feierabend im strengen Sinne gibt es nicht. Es herrscht ein großes Durcheinander um diesen Begriff der „Arbeit“.

Eins aber ist sicher: Wer sagt, dieser Gesellschaft gehe die Arbeit aus, der meint die Erwerbsarbeit, also denjenigen kleinen Teil aller Tätigkeiten, der so organisiert ist, daß er gegen Geld getauscht wird und so in einer vom Geld abhängigen Gesellschaft das individuelle Überleben sichert. Gemeint ist nicht: Hausarbeit, Erziehungsarbeit, Traumarbeit und all die Sozial-, Kreativ- und Denkarbeit, die unbezahlt getan wird. Inzwischen wissen zwar die meisten, daß Arbeit viel mehr umfaßt als Erwerbsarbeit, aber ein anderes, sinnvollereres Kriterium zur Unterscheidung von Arbeit und „Nichtarbeit“ ist noch nicht ge-

funden. Wie läßt sich Ordnung schaffen in diesem Durcheinander von Tätigkeiten, das vor unseren Augen entsteht, sobald die unsachgemäße Gleichung Arbeit = Erwerbsarbeit außer Kraft gesetzt ist?

Um eine neue Ordnung herzustellen, schlage ich den Begriff der „Notwendigkeit“ als Kriterium vor und bestimme gleichzeitig näher, daß ich Notwendigkeit im Sinne des guten Überlebens aller meine. Dieses Kriterium bedeutet eine Provokation in unserer liberalen Gesellschaft. Denn eines der wichtigsten Dogmen des Liberalismus und der freien Marktwirtschaft heißt bekanntlich, daß der einzelne, wenn er tätig wird, nicht in einem übergreifenden Sinne nach der Notwendigkeit seines Tuns fragen, sondern die *Nachfrage* im Auge haben soll. Wenn Angebot und Nachfrage sich frei aufeinander einspielen können, dann, so das geltende Dogma, stellt sich der Sinn des Ganzen sozusagen automatisch her. Dieses liberalistische Dogma von der sinnstiftenden „unsichtbaren Hand“ stelle ich in Frage, wenn ich unter „Arbeit“ nur diejenigen Tätigkeiten verstehen will, die für das gute Leben und Überleben *der einzelnen, der Gesellschaft und der Welt* notwendig sind, und alle anderen Tätigkeiten, ob bezahlt oder unbezahlt, als fragwürdige Nicht-Arbeit einstufe und in die Nähe von Begriffen wie „Zerstörung“ und „Bedrohung“ rücke.

Ein neues – in dieser Gesellschaft utopisches – Kriterium in die Welt zu setzen, ist das eine. Als demokratisch organisierte Gesellschaft darüber zu entscheiden, welche Tätigkeiten im Sinne der neuen Definition den Namen „Arbeit“ verdienen, ist das andere, Schwierigere, ganz zu schweigen von der politischen Umsetzung, die sich an den Prozeß der Neudefinition von Arbeit anschließen müßte. Denn was „Notwendigkeit“ im Kontext globaler Verantwortung und globalen Überlebenswillens bedeutet, ist keineswegs evident. Dennoch stelle ich, um zu illustrieren, worum es mir geht, einige Eck- oder

Extrempunkte des veränderten Verständnisses von Arbeit zur Diskussion, die mir aufgrund des Kriteriums der Notwendigkeit erkennbar scheinen: Eine gute Ausbildung für alle Menschen ist notwendiger als weitere Autobahnen. Eine ökologische, auf regionale Bedingungen abgestimmte Landwirtschaft ist notwendiger als die Produktion von Atomwaffen. Eine bekömmliche Ernährung für mich, meine Familie und alle anderen ist notwendig, nicht aber eine weitere Talkshow im Fernsehen. Mit dem herkömmlichen Kriterium von Angebot und Nachfrage könnte ich solche Unterscheidungen nicht treffen. Denn Waffen, zum Beispiel, sind weltweit ein begehrtes Gut, aber es würde große Argumentationskünste erfordern, wollte ich beweisen, daß sie für unser aller gutes Leben notwendig sind. Das Kriterium der Notwendigkeit, das ich an die Stelle des Marktmechanismus und der üblichen Grenze zwischen Erwerbsarbeit und Nichterwerbsarbeit gesetzt habe, verändert viel.

Warum habe ich gerade dieses Kriterium gewählt, das so viel durcheinanderbringt und von dem keineswegs klar ist, ob und wie es in ein akzeptables demokratisches Prozedere umgesetzt und mit geltenden Werten wie etwa der „Gewerbefreiheit“ in Einklang gebracht werden kann?

Ich meine, daß sich unsere Welt – die einzige, die wir haben – heute in einem Zustand befindet, in dem es unumgänglich wird, die Frage nach der Notwendigkeit und damit nach dem Sinn unserer Tätigkeiten zu entprivatisieren und (wieder) als öffentliche und umfassende zu stellen, selbst wenn damit eines der zentralen Dogmen der liberalen Gesellschaft seiner Auflösung entgegengeht. Ohne zu wissen, wie eine liberale und pluralistische Gesellschaft die Frage nach dem Sinn des Ganzen *als öffentliche* bearbeiten kann – ich schätze den Pluralismus und halte ihn für unhintergebar –, plädiere ich dafür, eine Bewegung in Gang zu setzen, die sich genau

„Sonntag für Sie geöffnet von 12 – 18 Uhr“ – die Öffnung von Läden wie hier in Berlin stößt bei den Kirchen auf Widerstand. Aber es reicht nicht, die Kommerzialisierung des Sonntags zu beklagen, sondern es bedarf eines neuen Verständnisses des siebten Tages der Woche.

Foto: epd Bild



dieses Ziel setzt. Ich gestatte mir den paradoxen Wunsch nach einer Bewegung, die mehr ist als die glücklicherweise längst existierenden einzelnen Initiativen von Kirchen, Bürgerinitiativen, einzelnen Aktivisten und Aktivistinnen et cetera, die tatsächlich die ganze Gesellschaft erfaßt und die stärker ist als der neoliberale *mainstream*, der die Frage nach dem Sinn des Ganzen – aus naheliegenden Gründen – partout nicht als öffentliche gelten lassen will.

Auf der Suche nach Eckpunkten, an die sich die Bewegung halten kann, die ich mir nicht nur wünsche, sondern die selbst absolut notwendig ist, stoße ich nun – zum Beispiel – auf diese Tatsache, daß es den gemeinsamen Sonntag noch gibt, und daß er nicht nur von den Kirchen hochgehalten wird, sondern, jedenfalls in Deutschland, von der *Verfassung* geschützt ist, von dem grundlegenden Text also, den im Prinzip alle anerkennen, die in diesem Land leben. Vom akuten Bedarf nach öffentlicher Sinnbestimmung her gesehen, die aber in liberalen Gesellschaften als Ding der Unmöglichkeit gilt, erscheint die Idee eines gemeinsamen Nachdenk-, Abstand-, Unterbrechungstages nicht in erster Linie als eine zu bewahrende Idylle, sondern als Uto-

pie: Wenn sich diese moderne Gesellschaft auf die anstehende Suchbewegung einläßt und dabei die Versuchung, in autoritäre Muster kollektiver Sinnstiftung zurückzufallen, bewußt zurückweist, braucht sie ein Konzept gemeinsamen Sichunterbrechens und den Willen, diesem Konzept lebbar, modernen Lebensbedingungen angemessene Formen jenseits idyllischer Wunschbilder zu geben.

**3** *Der gemeinsame Abstand-Tag hat zeichenhafte und zukunftsweisende Bedeutung in einer Zeit, in der es keine Instanz mehr gibt, die über den „Sinn des Ganzen“ autoritativ entscheiden dürfte, in der sich aber der alternative, inzwischen allzu etablierte Sinnfindungsmechanismus des „freien Spiels der Marktkräfte“ als unfähig erwiesen hat, ein sinnvolles menschliches Zusammenleben zu schützen. Heute, da die zerstörerischen Folgen der liberalen Spaltung in eine privatisierte Sinnsuche und eine öffentliche Markt- und Politmechanik offensichtlich geworden sind, muß der Sonntag zu dem werden, als das er gemeint war und ist: zum Tag der öffentlichen Sinnsuche, zum Tag des Gottesdienstes.*

Wenn ich mir vor Augen führe, wie es um diese Welt bestellt ist, dann sind mir die

Denkansätze, die einen Sonntag „bewahren“ wollen, den es angeblich schon gibt, zu harmlos, zu patriarchal, zu wenig theologisch. Den Sonntag, den wir heute nötig haben, gibt es vielleicht als eschatologisches Projekt, nicht aber als gelebte Wirklichkeit. Denn er wäre der Tag des öffentlichen Nachdenkens und Sichverständigens – über nationale, religiöse, kulturelle Grenzen hinweg – darüber, welche Tätigkeiten notwendig und sinnvoll sind, welche besser zu unterlassen wären, kurz: wie wir eigentlich weiterleben wollen. Für öffentliche Sinnbestimmung im Kontext demokratischer Organisation ist der Sonntag interessant, weil in ihm nicht eine Person oder Instanz den Sinn des Ganzen repräsentiert – unter nichtdemokratischen Bedingungen erfüllte oder erfüllt „der Kaiser“ oder „die Kirche“ oder „der Papst“ diese Funktion –, sondern die *Idee einer verbindlichen gemeinsamen Zeitgestaltung*. Sonntag zu feiern bedeutet, in regelmäßiger gemeinsamer Selbstunterbrechung freiwillig Distanz zur allgemeinen Betriebsamkeit und damit zur Gefahr eines bewußtlos mechanischen Funktionierens zu nehmen, das heute bedrohliche Züge angenommen hat. Wie sähe im Sinne dieser Definition zum Beispiel eine „sonntägliche“ Parlamentsdebatte aus, deren Teilnehmer und Teilnehmerinnen den Artikel 140 Grundgesetz nicht nur als tagespolitischen Zankapfel, sondern als Maßstab öffentlicher Umgangsformen begriffen hätten? Ist eine „sonntägliche“ Fernsehdiskussion vorstellbar, in der aus gemeinsam ausgehaltenem öffentlich sichtbarem Schweigen eine neue Qualität des Sichbegegnens in Wort und Streit erwächst? Welche Tätigkeiten und Umgangsformen würden in einer sonntagsbewußten Universität, in einem sonntagssensiblen Schulunterricht geübt?

Die Kirchen sagen, der Sonntag sei der Tag des Gottesdienstes. Wenn ich „Gott“ als diejenige Wirklichkeit begreife, die will, daß alle in Würde leben können, dann ist „Gott-

tesdienst“ ein radikaler Begriff, der über die herkömmliche einstündige Veranstaltung am Sonntagmorgen ebenso hinausreicht wie das soeben skizzierte Verständnis von sonntäglichem Leben über die vorhandenen kirchlichen Stellungnahmen. Gott dienen heißt, sich derjenigen Wirklichkeit verschreiben, die will, daß wir und auch unsere Kinder und Kindeskinde gut leben können. Was wäre in diesem Sinne ein gottesdienstlicher Frauenkongreß, ein Sprechen aus dem Schweigen, eine Ökonomie im Gebet, ein Tourismus in Lob und Dank? Sonntagsruhe ist ein Kunstwerk der Menschlichkeit, ist umfassender als der entspannende Schlaf, den wir natürlich auch brauchen, mehr auch als Spiel, Freizeit, Spaß oder wie man das, was am Wochenende üblicherweise stattfindet, auch immer nennen mag. Gottesdienstliches Nachdenken und Sichverständigen ist eine andere Art der Anstrengung als das technisch-instrumentelle „Problemlösen“, an das man uns an einem allzu dominanten Werktag gewöhnt hat. Es braucht viel Ruhe, viel Sonntag, um herauszufinden, wie zu leben, zu lieben, zu arbeiten wäre, um in diesem Sinne am Sonntag und am Werktag unser modernes Leben als Gottesdienst zu verstehen.

*Ina Praetorius  
Bühl, CH-9622 Krinau, Schweiz*

## Literatur

Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der katholischen Deutschen Bischofskonferenz „Menschen brauchen den Sonntag“ vom 16.9.1999, epd-Dokumentation 34/99 „Schutz des Sonntags“

Evangelische Kirche im Rheinland: Die Ruhe bewahren. Initiative für den Sonntag, Düsseldorf, Mai 1999

Deutsches Allgemeines Sonntagsblau, 15. Oktober 1999

Ina Praetorius, Eine feministische Definition von Ethik, in: Ulrich Wickert. Das Buch der Tugenden, Hamburg 1995, 131-138

Ulrike Wagener, Dorothee Marken, Antje Schrupp, Andrea Günter: Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Flugschrift über Weibewirtschaft und den Anfang der Politik, Rüsselsheim 1999